

handelt vom inneren Zwiegespräch der jungen Dichterin Erinna mit ihrer Lehrerin Sappho, wobei Vorahnungen des eigenen Todes Erinna erschrecken. Der Text sei als poetisches Produkt von Mörikes Lebenssituation im biographischen Zäsurjahr 1851 aufzufassen, in dem Mörike nicht nur Mergentheim verlassen und geheiratet hatte, sondern auch beruflich als Lehrer sog. ‚Frauenzimmerlektionen‘ im Katharinenstift, einer höheren Töchterschule in Stuttgart, für 14 - 20jährige junge Frauen gab – diese Art des Unterrichtens unverheirateter Mädchen kann als Analogie zu Sapphos ‚Mädchenpensionat‘ auf Lesbos aufgefasst werden. Daneben veranstaltete Mörike poetische Vorlesungen im ‚Oberen Museum‘, einer biedermeierlichen Lesegesellschaft. Dabei vertrat er ein innovatives Vorlesungskonzept, indem er statt chronologisch vorgehender Literaturgeschichte die Förderung ästhetischer Bildung durch die inhaltliche und formale Gegenüberstellung antiker und moderner Poesie in komparatistischer Weise zu fördern suchte – unter seiner Leitthese, dass die deutsche Dichtung der besten Vertreter wie Goethe und Schiller ohne die Antike nicht verstanden werden könne. In allen Interpretationen des Bändchens tritt der feinsinnige Philologe in des Wortes ursprünglicher Bedeutung hervor, der sich mit großer Liebe in seinen Gegenstand versenkt hat und hochinteressante Einsichten in die Wesensart und die verschiedenen Subtexte von Mörikes poetischem Schaffen gewährt. Dass „die komplizierte Eigenart von Mörikes Werk“ nur aus der „Verbindung von humanistischer Überlieferung und persönlichster poetischer Begabung mit den Impulsen klassischer und romantischer Literatur“ (Krummacher) zu verstehen sei, hat B. in seiner feinen, selbst hellenistischen Geist atmenden Studie auf das Erhellendste dargetan.

MICHAEL LOBE

*Marcolongo, A. (2018): Warum Altgriechisch genial ist. Eine Liebeserklärung an die Sprache, mit der alles begann. Übersetzung aus dem Italienischen von Andreas Thomsen. München, Piper, 270 S., EUR 22 (ISBN 978-3-492-05879-7).*

In sieben Kapiteln und acht kleineren Exkursen äußert sich die Autorin Andrea Marcolongo (M.) zur griechischen Sprache und sie tut das mit großer Begeisterung – über die Sprache und meist auch über sich selbst. Die naive Eitelkeit und übertriebene Emotionalisierung des Gegenstandes stehen im Gegensatz zum eher geringen sachlichen und fachlichen Ertrag.

Themen der einzelnen Kapitel sind Tempus und Aspekt, Lautlehre, Genera und Numeri, Kasus, Modi, Übersetzen und Sprachgeschichte. Die Exkurse, die manchmal leider die Kohärenz der thematischen Darstellung völlig sprengen, handeln vom griechischen Wein, den Dark Ages, dem Wörterbuch von Rocci, der griechischen Schrift und den Lautmalereien, von Isidor von Sevilla, verschiedenen Grammatikbüchern, den Sprachen der Welt, dem Sprachtabu, den Farben im Griechischen, dem Nostos, der Poesie (gemeint ist die frühgriechische Lyrik) und den Partikeln („Die Partikel“ (sic!), 203).

Auf dem Cover des Buches steht als Titel strenggenommen: „Warmm lltgriechisch genial ist“ (sic!). Einige lateinische Buchstaben durch griechische zu ersetzen, die sowohl graphisch Ähnlichkeit mit den lateinischen besitzen als auch den gleichen Laut bezeichnen („ε“ für „e“, „α“ für „a“), mag witzig sein. Ein „u“ durch „μ“, und ein „A“ durch „Λ“ zu ersetzen, bewirkt das Gegenteil und führt den ursprünglichen Einfall ad absurdum. Der Untertitel ist recht irreführend, denn Altgriechisch ist mitnichten „die Sprache, mit der alles begann“, wie man bei der Lektüre erfährt: das Indogermanische ist älter (und genialer), und

auch vor Homer gab es bereits ältere Formen des Griechischen.

Derartige Beobachtungen legen den Schluss nahe, dass das Buch nicht sehr sorgfältig und ohne altphilologischen Sachverstand übersetzt bzw. lektoriert wurde. Zahlreiche sachliche, sprachliche und orthographische Schwächen unterstützen diesen Eindruck. Fehler im Deutschen finden sich ebenso wie Akzent- oder Schreibfehler in den griechisch zitierten Passagen (z. B. 73, 79, 96, 127, 132, 134, 221, 233). An entscheidender Stelle wird vom Genitivobjekt statt *-attribut* gesprochen und bei der Beschreibung der Wortstellung ist die Rede vom Begriff statt von Wörtern. („das Akkusativobjekt [befindet sich] buchstäblich *inmitten* des Begriffs“, 140). In einer Aufzählung der Modi erscheint fälschlich zwischen Optativ und Imperativ der Infinitiv (160). Die kleinen Wörter, die im Griechischen so wichtig sind, werden als „Partikel“ bezeichnet, unter Gebrauch des falschen Genus und einer falschen Pluralbildung (168, 170, 203).

Bei der Übersetzung ins Deutsche wurde auch versäumt zu fragen, welche Themen für deutschsprachige Leserinnen und Leser überhaupt relevant sind. Der Exkurs über die in Italien verbreiteten altgriechischen Wörterbücher wie der „Rocci“ (54ff.) oder seitenlange Ausführungen über die Existenz eines dritten Genus, des Neutrums (98ff.) wären für deutsche Leser verzichtbar gewesen. Auch sind viele Aussagen M.s über den altsprachlichen Unterricht auf die Verhältnisse hierzulande nicht zutreffend. Ähnlich steht es mit der Zielgruppe: mehrmals wird betont, Kenntnisse des Altgriechischen seien nicht nötig (11, 16), doch welcher des Griechischen unkundige Leser fühlt sich wirklich angesprochen, wenn bereits auf der zweiten Seite (27) des ersten Kapitels eine längere Passage aus Platons Timaios auf Griechisch zitiert wird? Und

wird er oder sie Sätze wie diesen verstehen oder gar darüber schmunzeln: „Auch heute noch muss ich nur φέρω hören, und ich antworte reflexartig οἶσω und so fort.“ (34)?

M. greift sehr häufig auf eine stark emotionale Sprache zurück, auch und gerade bei der Beschreibung von Grammatikregeln. Es wird suggeriert, dass wer – außer der Autorin natürlich – altsprachlichen Unterricht erfahren habe, die Schönheit des Griechischen nicht kennen lernen konnte, keine Antworten auf seine Fragen bekam, das Griechische zu hassen beginnen musste (18f.). Angst und Schrecken seien die Früchte dieses Unterrichts (19f.). M. unterstellt ferner, dass im Schulunterricht die Übersetzung des Aorists grundsätzlich ohne Berücksichtigung des Aspekts vor sich gehe (57), was sie „fahrlässig, ja geradezu armselig“ nennt (ebd.). Die Erfahrungen der Rezensentin sind dem völlig entgegengesetzt. Bedenklich ist auch, dass der Sprachwandel – vom Indogermanischen bis heute – durchweg unter dem Vorzeichen des Verfalls interpretiert wird (z. B. 21, 31, 64, 113, 138, 147).

Im ersten Kapitel, das dem Aspekt gewidmet ist, soll an Beispielen (φεύγω, 36f.; καλέω, 42; ὁράω, 50f.) die Unterscheidung zwischen Präsens-, Aorist- und Perfektstamm vorgeführt werden. Die eigentliche Erklärung fällt nicht viel anders aus als in jedem Schulbuch auch (42). Die Möglichkeiten der deutschen Sprache, nämlich den Aspekt nicht durch eine Form, sondern durch die Wortwahl oder Idiomatik auszudrücken, bleiben unausgeschöpft: sehen kann beispielsweise präzisiert werden als beobachten (durativ), als erblicken (punktuell) oder als Einsicht gewonnen haben (resultativ). Zudem behauptet M., verschiedene Verben kämen nur im Präsensstamm vor, darunter auch βασιλεύω und βιόω (52), was durch einen gründlichen Blick, etwa in das Werk Herodots, widerlegt

werden kann. Ein aufmerksamer Leser wird dann auch einmal finden, dass  $\theta\nu\eta\sigma\kappa\omega$  „nur den Aoriststamm“ hat (52), ein andermal „bekanntlich nur über den Präsensstamm verfügt“ (251). Angemerkt sei zum zweiten Kapitel, dass bei der Erklärung der quantifizierenden Metrik die Unterscheidung von Natur- und Positionslänge fehlt, letztere wird gar nicht erwähnt (75). Das dritte Kapitel behandelt nach dem Neutrum auch den Dual. „Ich habe mir [...] die Zeit genommen, über den Sinn des Duals nachzudenken, um hier davon zu berichten“ (123), schreibt die Autorin und weckt Erwartungen, die sie nicht einlöst. Er könne zufällig in einem Text vorkommen, weil sich ein griechischer Autor dafür entschieden hat, die Zweiheit hervorzuheben (124). Dass mit dem Dual „eine der ältesten, ursprünglichsten und unverfälschtesten Hinterlassenschaften des Indogermanischen“ verschwunden ist, führt geradewegs in Überlegungen über eine bis heute fortdauernde „Banalisierung der Sprache“ (124).

Im vierten Kapitel erklärt M., die griechische Sprache „besteht aus frei verwendbaren Wörtern, deren Bedeutung sich mit der Flexion ändert und deren syntaktische Funktion sich mit der Deklination von einem Fall zum nächsten fortentwickelt“ (126). Diese Formulierung ist weder verständlich noch genügt sie sprachwissenschaftlichen Anforderungen, sie istbarer Unsinn. Auch im weiteren Verlauf wird klar, dass nicht zwischen Form und Funktion, zwischen Flexion und Kasussyntax unterschieden wird (128). Wenn man nun annimmt, dass die Reduktion der Kasus von acht im Indogermanischen auf fünf im Altgriechischen auch aufs Konto des oft bemühten Sprachverfalls gehe, wird man überrascht das Gegenteil zur Kenntnis nehmen. Es folgt (bis 135) eine schulbuchmäßige Liste von Kasusfunktionen mit teilweise drolligen Definitionen. In diesem Zusammenhang folgen

dann Gedanken zu Wortstellung in den alten und neuen Sprachen. Es ist zu bedauern, dass M. diese Beobachtung nicht durch eine sorgfältige Interpretation von passenden Originaltexten stützen kann, sondern nur die Möglichkeiten an einem völlig unliterarischen Satz banalsten Inhalts durchspielt. Dabei zitiert M. sonst häufig und ausführlich griechische Texte, die durchaus passend gewählt sind, aber meist ohne Stellenangabe und durchwegs rein illustrierend präsentiert werden. Was unterbleibt, ist, dass diese Texte mit philologischem Handwerkszeug untersucht, interpretiert und aufgeschlossen werden. Dadurch wird die Chance verpasst, etwas Entscheidendes zu zeigen, nämlich dass eine gründliche Beschäftigung mit der Sprache ihren Sinn darin hat, den reichen Schatz griechischer Literatur tiefer zu erschließen.

Dass der Optativ in einem Buch über die griechische Sprache Erwähnung findet, ist zu erwarten. Allerdings geschieht das bei M. wieder ohne Klarheit in den Begriffen. Seine Funktion bleibt trotz mehrerer Anläufe einer Erklärung diffus. „Die unverhoffte Begegnung mit dem persönlichsten griechischen Verbmodus, der dem Ausdruck von Wünschen dient, gehört zu den Momenten, in denen man es in der Regel bereut, sich für das Studium einer alten Sprache entschieden zu haben“ (164f.). „Und warum halten alle, wirklich alle ihn für eine Art B-Version des griechischen Konjunktivs?“ (168) – Sätze mit solchen generalisierenden Unterstellungen finden sich zuhauf und sind charakteristisch für den Duktus des Buches insgesamt. Dass gerade Phänomene wie der Optativ zur Sprachreflexion anregen und zum Nachdenken über die Grenzen und Möglichkeiten der eigenen Sprache führen können, ist völlig ausgeblendet. In die Darstellung des Optativs eingefügt ist ein Exkurs über die Poesie (172-177), die sich „einige

Jahrhunderte nach Homer und Hesiod“ (172) in Griechenland entwickelt habe. Gemeint ist wohl, was in deutschsprachigen Literaturgeschichten als „frühgriechische Lyrik“ bezeichnet wird, aber es sind nur Jahrzehnte, die sie von Homer und Hesiod trennen.

Ungefähr zwanzig Seiten widmet die Autorin schließlich der Frage: „Und wie übersetzt man nun?“ (182). Eine fachdidaktische Reflexion über verschiedene Übersetzungsmethoden und ihre sprach- und literaturwissenschaftlichen wie pädagogischen Voraussetzungen sucht man bei M. vergebens. Damit ihre Ratschläge aber zur Hilfe in übersetzerischen Nöten werden können, müssen derartige Nöte überhaupt erst konstruiert werden: „Altgriechisch ist seit über tausend Jahren tot und flößt noch immer jedem wahnsinnige Angst ein, der es wagt, sich dieser Sprache anzunähern“ (185f.).

Das letzte Kapitel über die Sprachgeschichte ist vielleicht noch das stärkste im ganzen Buch. Dass konsequent vom „Indogermanischen“ und nicht vom „Indoeuropäischen“ gesprochen wird, wirkt etwas altbacken, viel seltsamer allerdings ist die wiederholte, diffuse Identifikation von „Sprache“ und „Volk“ (220 u. ö.). So heißt es etwa: „Eine Sprache wie die κοινή, die nicht mehr zu einer bestimmten Region oder einem bestimmten Volk gehört, sondern von so vielen Fremden und Ausländern gesprochen wird, verliert unwiederbringlich die Weltsicht, aus der heraus sie entstanden ist“ (248f.). Man könnte hier heraushören, dass also Fremde und Ausländer am Verfall der Sprache schuld seien – auf was für Abwege soll das führen? Auch dieses Kapitel wartet mit unklarem Gebrauch von Begriffen und mit unsachgemäßer Emotionalisierung auf: „Durch einen seltsamen und spektakulären historischen Vorfall hat das Altgriechische im I. Jahrtausend v. Chr. bereits seine voll ausgeprägte,

erwachsene Form angenommen“ (230). Was für ein Vorfall das war, erfährt der Leser nicht.

Als Vorbemerkung zur „Bibliografie“ ist zu lesen, die Autorin habe in den genannten Büchern „zwar vieles gefunden, was mein vorhandenes Wissen bestätigte, aber nur wenig, das [richtig wäre: was, T. R.] ich noch nicht wusste“ (260). Diese Behauptung ist unübertroffen arrogant, denn sie ignoriert, dass wir mit unserem Wissen auf den Schultern unserer Vorgänger und Vordenker stehen, dass wir unser Wissen ihnen verdanken. Wenn die Autorin erwähnt, sie selbst habe „Schule und Studium mit Auszeichnung“ (189) abgeschlossen, so wirkt das auf naive Weise eitel und angesichts der offensichtlichen Schwächen des Buches geradezu peinlich.

Übrigens steht jedem Kapitel als Motto ein Gedicht aus einer modernen Sprache voran, was einen Hauch echter Bildung verbreiten könnte, bis man eben ganz zum Schluss liest, dass diese Auswahl gar nicht von der Autorin selbst vorgenommen wurde (265). Die gebundene Ausgabe mit Lesebändchen möchte bibliophil wirken, was aber angesichts der gravierenden Mängel auf den verschiedenen Ebenen keinen Ausgleich bieten kann.

Theresia Rieger

Holder, S. (2020): *Bildung im kaiserzeitlichen Alexandria. 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr.* Stuttgart. 517 S. EUR 80,- (ISBN 978-3-515-12063-0).

Stefanie Holder (H.) legt mit ihrer Dissertation, die unter der Ägide von Walter Ameling verfasst wurde (Universität Göttingen), ein Opus vor, das eine Lücke in der Forschung füllen möchte. Im Zentrum ihrer Untersuchung stehen Überlegungen zur Bildung im ägyptischen Alexandria in den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. Bildungsfragen sind stets aktuell und stehen immer im Zusammenhang